Leseprobe

Heike Wendler

Wie auch die Katz' zur Krippe kam

Tierische Weihnachtsgeschichte

128 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden, mit Schmuckfarbe gestaltet
ISBN 9783746244129

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 02015

Heike Wendler

Wie auch die Katz' zur Krippe kam

Tierische Weihnachtsgeschichten

benno

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet unter:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen. Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-4412-9

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig
Coverbild: © vitd/Fotolia
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsel (A)

Inhalt

1. Kapitel
Ein Siebenschläfer für St. Marien 6

2. Kapitel
Wie auch die Katz' zur Krippe kam 19

3. Kapitel
Ein Weihnachtswunder für Alexander 37

4. Kapitel
Kein Karpfen zu Weihnachten 45

5. Kapitel
Rudi auf der Flucht 61

6. Kapitel
Eine Weihnachtsüberraschung auf vier Pfoten 78

7. Kapitel
Ein Frettchen zum Knuddeln 94

8. Kapitel
Wo ist Doc? 109

Ein Siebenschläfer für St. Marien

Die alte Stiftskirche St. Marien war schon seit Jahrhunderten das Zentrum der Gemeinde. Auch wenn vom barocken Ursprungsbau inzwischen nur noch die Grundmauern im Original erhalten waren, so war sie auch heute noch – Dank umfangreicher und andauernder Renovierungsarbeiten – in einem tadellosen Zustand. Nun, kurz vor der anstehenden Adventszeit, waren die letzten Handwerker endlich ausgezogen.
„Wir haben die Kirche wieder für uns!“, brachte es Margret Däner auf den Punkt. Die rundliche Mittfünfzigerin engagierte sich gern in der Gemeinde und hatte schon vor gut fünfzehn Jahren die Leitung des örtlichen Kirchenchors übernommen. Als Musiklehrerin war sie dafür auch wie geschaffen. Sie spielte nicht nur gern Klavier und Blockflöte, sondern schaffte es sogar, die jungen Leute für den Chor zu begeistern, wo andere Chöre über Nachwuchssorgen klagten.
„Wir haben keine Sorgen, wir haben unsere Kirche!“, pflegte Margret dann immer zu sagen. Sie sah sich zufrieden um. Keine Gerüste mehr, kein Klopfen und Hämmern, nur friedliche Stille.
„Ja, so soll sich eine Kirche anhören!“, brummte Ludwig, der wie immer viel zu früh zur Chorprobe erschien. „Dann kann man sich endlich mal wieder in Ruhe auf eine Kirchbank setzen und beten!“
„Dösen!“, grinste Margret ihn an.
„Ich döse nicht in der Kirche!“, protestierte Ludwig prompt.

„Aber du musst doch zugeben, diese Stille ist herrlich!“
„Ja!“, stimmte Margret ihm unumwunden zu. „Das ist sie. Und wir werden nachher endlich in Ruhe proben können! Martin kommt heute auch vorbei, das wird großartig!“
Martin Schäber war als Organist sehr gefragt. St. Marien war nämlich nicht nur alt und gut in Schuss, die barocke Kirche besaß neben ihrem historischen Äußeren noch einen anderen Schatz: eine gut erhaltene romantische Orgel, knapp hundertfünfzig Jahre alt. Die Orgelkonzerte, in Verbindung mit dem Chor, waren gerade in der Adventszeit ein Highlight in der Region. Es kamen sogar Besucher aus der Stadt vorbei, und seit ein paar Jahren war der Andrang so groß, dass der Gemeinderat beschlossen hatte, im Vorfeld Karten zu verkaufen. „Die Einnahmen fließen komplett in die Kircheninstandhaltung!“ Das stand sogar auf den Eintrittskarten drauf.
Die Proben des Kirchenchores fanden in der Regel am frühen Abend statt. In den letzten Wochen hatten sie oftmals ins Gemeindehaus ausweichen müssen, weil die Handwerker unbedingt ihren Zeitplan einhalten wollten und bis abends gearbeitet hatten. Dafür war nun auch alles mehr als pünktlich fertig geworden, wie Margret zufrieden feststellte. Die überlebensgroße Figur der Maria, der die Kirche ihren Namen verdankte, stand wieder vom Staubschutz befreit in ihrer Nische und strahlte die Würde aus, die Margret schon seit ihrer Kindheit kannte.
„Ich geh schon mal hoch!“, hörte Margret den Organisten rufen. Wie immer konnte er es kaum abwarten, sich der Orgel zu widmen. Und er war auch der Einzige, den Margret mit ihren selbstgebackenen Keksen nicht dazu bringen konnte, für einen Plausch zu verweilen. So langsam trudelten auch die restlichen Chormitglieder ein, und auch wenn der Chor

nicht über mangelnden Zulauf klagen konnte, so blieben die Generationen jedoch auch hier weitestgehend unter sich, wie Margret seufzend feststellte. Sie selbst war den Umgang mit jungen Leuten ja aus der Schule gewohnt, auch wenn sie immer wieder feststellte, dass die Unterschiede zwischen den Generationen doch enorm waren. Viele ältere Gemeindemitglieder, besonders jene, die weder Kinder noch Enkel in dem entsprechenden Alter hatten, taten sich beispielsweise schwer damit, wenn die jungen Leute noch schnell vor der Chorprobe ihre Mails auf dem Smartphone checkten. Margret kannte das aus der Schule, auch wenn es da strenge Ansagen gab.

„In der Kirche gehört sich sowas nicht!“, hörte sie prompt Herbert murren. Er war zweiundsiebzig und schon länger im Kirchenchor aktiv, als Margret zurückdenken konnte. „Ich weiß nicht, was das soll, immerzu müssen sie auf diesen kleinen Dingern rumtippen! Die können sich gar nicht vorstellen, dass es mal eine Zeit gab, in der man früh aus dem Haus gegangen ist und einfach weg war. Nicht erreichbar, basta. Da gab es keine Handys, und auch zu Hause hatte kaum einer ein Telefon! Weißt du noch, Margret? Ihr hattet zu DDR-Zeiten daheim doch auch keins! Kaum einer im Ort hatte ein Telefon und unsere Kinder haben das auch überlebt, sich nach der Schule zu verabschieden oder zu Verabredungen eben einfach mal pünktlich zu sein! Das können die sich heute gar nicht mehr vorstellen!“

Er brummte noch weiter vor sich hin und Margret beschloss, darauf lieber nichts zu antworten. Herbert hatte es nicht so mit der modernen Technik, obwohl er einen Enkel hatte, der gerade erst Abitur machte. Doch auch Adrian konnte seinen Opa wohl nicht von der Nützlichkeit moderner Errungenschaften überzeugen. Sie selbst wusste diese inzwischen sehr zu schätzen.

„Da stimmt was nicht!“, polterte plötzlich Martin hinter ihr. Er war wieder heruntergekommen von der Empore und hielt Margret ein Zellstofftaschentuch mit etwas entgegen, das aussah wie Kotreste. „Das gehört da oben definitiv nicht hin!“, sagte er und Margret glaubte, einen gewissen Vorwurf aus seiner Stimme herauszuhören.

„Lass mal sehen!“, mischte sich Ludwig ein.

Ludwig betrachtete sich die Fundstücke, allerdings ohne sie zu berühren. „Sieht so aus, als hätten wir hier Besuch!“, sagte er dann. „Nur wer uns das hinterlassen hat, weiß ich nicht. Wie Mäusekot sieht es eigentlich nicht aus. Und Ratten?“

Margret zuckte zusammen. „Ratten? In unserer Kirche! Das darf doch nicht wahr sein!“

„Lasst uns lieber anfangen!“, schlug Herbert vor und warf Martin einen auffordernden Blick zu. „Komm, junger Mann, hopp, hopp, rauf mit dir zur Orgel!“

Martin war es sichtlich nicht geheuer und Margret ahnte, dass er sich oben erst mal nach allen Seiten vorsichtig umsah. Er war ein schlauer Bursche, sehr belesen und unglaublich klug. Aber mit Tieren und Pflanzen hatte er es nicht so. Vergeistigt eben, so nannte das immer ihr Mann.

Margret rief alle zusammen, sorgte für Ruhe und wollte gerade das erste Lied anstimmen, als sie es hörte: Ein Trappeln und Rascheln, auf jeden Fall ein Geräusch, das nicht hierher gehörte! Die meisten Chormitglieder hatten es auch gehört.

„Hier springt was rum!“, brachte es Renate auf den Punkt und sah sich um. Doch die Ursache des Geräuschs ließ sich nicht lokalisieren. Solange alle sangen und die Orgel spielte, hörte Margret es nicht, doch wenn Stille herrschte, waren die Geräusche schon deutlich zu hören. Irgendjemand oder irgendetwas schlich in der Kirche herum, daran gab es keinen Zweifel.

Und wenn Martin vorhin diese Reste nicht gefunden hätte, Margret hätte glatt an einen Halunken geglaubt.
Es wurde eine unruhige Chorprobe, weil alle zumindest aus den Augenwinkeln heraus den Fußboden im Blick hatten.
„Wir müssen uns darum kümmern, da hinten liegt noch mehr davon!“, brummte Herbert, als die meisten Chormitglieder die Kirche schon wieder verlassen hatten. „Vielleicht sollten wir Fallen aufstellen?“
„Und damit die armen Tierchen töten, die hier eingezogen sind?“, reagierte Bettina empört. Sie fuhr Margret immer nach Hause, weil sie praktisch nebeneinander wohnten. Bettina war eine Tierfreundin und bekannt für ihre grünen Gedanken, wie Pfarrer Steiner sich gern auszudrücken pflegte. Das hieß im Klartext, dass sie gern darauf achtete, dass auch möglichst alle in der Gemeinde fleißig ihren Müll trennten und die Vogelhäuschen im Winter immer prall gefüllt waren. Die Umwelt lag ihr sehr am Herzen, wofür Margret ihr ehrlich Respekt zollte, auch wenn Bettina ihrer Meinung nach oft übertrieb.
„Es gibt auch Lebendfallen!“, sagte Ludwig. „Ich hab daheim noch eine. Ich stelle sie gleich morgen auf und rede mit dem Pfarrer!“
Damit war selbst Bettina einverstanden und sie konnten nach Hause fahren.

Zwei Wochen später, die ersten Adventskonzerte standen am Wochenende an, waren die mittlerweile vier Lebendfallen immer noch leer. Dafür häuften sich die Kotreste. Sie fanden sich oben an der Orgel und in der Sakristei, ebenso unter den seitlichen Kirchenbänken. Es war nie viel, aber es war da.
„Das ist vielleicht nur ein Tier!“, vermutete Bettina. „Wenn es viele wären, würden wir mehr finden!“

„Du meinst, wir haben eine einzelne Kirchenmaus?“, vergewisserte sich Margret.
„Ich glaube, es ist keine Maus, die wäre uns in die Falle gegangen!“, widersprach Bettina.
„Ich kann das ja mal googeln!“, schlug Mara-Sophie vor. Sie wartete auf Margret und Bettina, weil sie mit ihnen nach Hause fahren wollte. Margret hatte sie vor einiger Zeit nach dem Unterricht angesprochen und auf den Chor aufmerksam gemacht. Mara-Sophie verfügte über einen herrlichen Sopran und hatte zum Glück auch Lust, im Chor mitzumachen. So kamen sie eigentlich an die meisten jungen Stimmen – Margret sprach die Besten ihrer Schüler einfach direkt an.
„Googeln! Wenn ich das schon höre!“, polterte Herbert gleich los.
„Lass sie doch!“, wurde er jedoch schnell von Martin zurechtgewiesen, der sich durch die Hinterlassenschaften des ungebetenen Gastes in der Nähe seiner geliebten Orgel wohl persönlich angegriffen fühlte. „Dann wissen wir vielleicht endlich, was hier lebt! Also ich für meinen Teil würde das nämlich sehr gern wissen!“
„Ja, wenn wir den Feind kennen, können wir ihn bekämpfen!“, sagte Renate und handelte sich damit prompt einen bösen Blick von Bettina ein.
„Tu das!“, mischte sich nun auch Margret ein und schob das Taschentuch mit den Fundstücken dem Mädchen zu. „Vielleicht sollten wir das mal Dr. Böhmer zeigen?“, überlegte sie. Der studierte Biologe unterrichtete am gleichen Gymnasium wie sie, Biologie natürlich. Das war überhaupt die Lösung, freute sich Margret. Und Dr. Böhmer war es dann auch, der ihren Kirchengast recht zweifelsfrei identifizierte: „Das sieht nach einem Siebenschläfer aus!“, sagte er und klang recht überzeugt.

Eine Weihnachtsüberraschung auf vier Pfoten

„Tut mir echt leid, Schatz!“ Tim beugte sich über den Frühstückstisch und hauchte mir einen Kuss auf die Wange. „Das war wirklich nicht geplant. Verflixte Grippewelle aber auch! Bist du sicher, dass du nicht doch wenigstens zum Kaffeetrinken zu deinen Eltern fahren willst? Ich komme dann nach, Bernd wohnt da ganz in der Nähe, der kann mich absetzen und ich fahre zurück? Was hältst du davon?“
Allein Tims Bemühungen, mir den letzten Adventssonntag – wieder ohne ihn – doch noch schmackhaft zu machen, trieben mir fast die Tränen der Rührung in die Augen. Wir waren seit etwas mehr als drei Jahren verheiratet, kannten uns aber fast doppelt so lange. Und, wir waren noch heute verliebt wie am ersten Tag, auch wenn sich unser größter Wunsch, endlich ein eigenes Baby, auch im zu Ende gehenden Jahr nicht erfüllt hatte. Wieder nicht, wie ich heute nach dem Aufstehen feststellen musste. Dabei war ich dieses Mal fast schon sicher gewesen! Ich verscheuchte schnell die hässlichen Gedanken, die auch die allerkleinste aufkeimende Vorweihnachtsstimmung im Keim erstickten. Stattdessen blickte ich in Tims besorgtes Gesicht.
„Und dann auch noch Spätdienst!“, stöhnte er. Mein Mann war Polizist mit Leib und Seele.
„Gerechtigkeit ist mir wichtig und ich will, dass keiner mit einem Verbrechen davonkommt. Das haben die Opfer einfach

nicht verdient, egal ob arme, alte Oma, der man die Handtasche geklaut hat oder der Millionär, dem man die Villa ausräumt. Das ist ja das Schöne: Vor dem Gesetz sind alle gleich!“, hatte er mir schon kurz nach unserem Kennenlernen erzählt. Ich arbeitete seit meiner Ausbildung als Sachbearbeiterin, war für Rechnungen und Bestellungen zuständig, Zahlenkram eben. Nicht besonders spannend, dafür war mein pünktlicher Feierabend fast garantiert, zumindest dann, wenn nicht gerade Jahresabschluss war. Karrieretechnisch hatte ich keine großen Ambitionen, ich engagierte mich stattdessen lieber für soziale Projekte, insbesondere Kinder und der Tierschutz lagen mir am Herzen.
„Warum suchst du dir nicht was in dem Bereich?“, hatte mir mein Mann oft vorgeschlagen. „Dann würdest du das, was du liebst, den ganzen Tag tun können und würdest sogar noch dafür bezahlt werden!“
„Schlecht bezahlt!“, erinnerte ich ihn. „Die meisten Einrichtungen leben von Ehrenamtlichen und Freiwilligen oder Praktikanten. Und selbst wenn sie doch mal jemanden einstellen, für halbtags höchstens, ist die Bezahlung grauenhaft!“
„Ich verdiene doch genug!“, war seine Standardantwort. Und meine war, dass ich auf unseren Komfort, den wir uns erarbeitet hatten, am Ende doch nicht verzichten würde. Nur für ein Kind, dafür hätte ich auf alles verzichtet. Jedoch wäre das in meiner Firma, einem Großkonzern, kein Problem, ich könnte ganz normal in Mutterschutz und Elternzeit gehen und danach Teilzeit anfangen, wie es andere Kolleginnen auch taten. Es scheiterte nur daran, dass ich einfach nicht schwanger wurde.
„Ich bleibe einfach hier und hänge ein bisschen vor dem Fernseher ab!“, sagte ich und versuchte, dabei so optimistisch und fröhlich zu klingen wie möglich.

„Fahr doch zu deinen Eltern!“, bat Tim. „Dann hätte ich wenigstens kein schlechtes Gewissen, weil du allein bist!“
„Ich mag nicht!“, gab ich zu und Tim nickte.
„Verstehe, Franziska und Falko kommen sicher auch und bringen Anna-Lena und Marvin mit. Und dann noch die Siebenmonatskugel deiner Schwester, das willst du dir nicht antun.“
Ich nickte und kämpfte gegen die aufsteigenden Tränen.
„Hey, das klappt schon noch!“, versuchte mich Tim irgendwie zu trösten. „Weißt du, wir dürfen das nicht so verkrampft angehen. Wir müssen mal wieder raus, Urlaub vielleicht? Oder den Babywunsch für ein Jahr ad acta legen. Bei Bernd hat das auch geklappt!“
„Schon“, gab ich zu und griff nach meinem Taschentuch. „Aber seine Frau ist gerade mal dreißig geworden! Ich bin achtunddreißig, in vier Monaten werde ich neununddreißig, die Uhr tickt!“
„Aber es wird auch nicht besser, wenn du dir so einen Stress machst!“, argumentierte Tim, typisch Mann eben. „Davon wirst du auch nicht jünger, ich übrigens auch nicht, und schwanger wirst du davon ebenfalls nicht! Hast du eigentlich schon mal an mich gedacht?“ Tim guckte mich auffordernd an. Ehe ich einen Schreck kriegen konnte, sagte er mit theatralischer Stimme: „Ich werde im April vierzig! Weißt du, wie sich das anfühlt?“
So wie er es aussprach, musste ich einfach lachen. Zum Glück war Tim wirklich kein Mann, der aus allem eine große Sache machte, und sein runder Geburtstag in ein paar Monaten ließ ihn ziemlich kalt, da war ich mir ganz sicher. Für ihn war man so alt, wie man sich fühlte, alles andere war nur eine Zahl auf der Geburtsurkunde. Und im Grunde stimmte ich ihm ja auch zu, wenn mich nicht die regelmäßigen Besuche bei meiner

Frauenärztin jedes Mal auf den Boden der Tatsachen zurückholen würden.
„In Ihrem Alter ist das nicht mehr so einfach mit dem Schwangerwerden!“, predigte sie mir gern. „Ab Fünfunddreißig reden wir von Risikoschwangerschaften! Auch wenn einem heutzutage in den Medien gern suggeriert wird, dass Kinderkriegen mit Fünfzig noch problemlos möglich ist!“
Ich konnte ihr Gerede schon fast nicht mehr ertragen und überlegte ernsthaft, den Arzt zu wechseln. Allein das diffuse Gefühl, sie könne ja doch Recht haben, hinderte mich daran.
„Weißt du, ich erhole mich heute erst mal von der Enttäuschung und sammle für Heiligabend Kräfte. Da werde ich wohl oder übel meine Eltern besuchen müssen. Und ehrlich, ich freue mich ja mit Franziska, von ganzem Herzen!“
„Das weiß ich doch, Schatz. Und Franzi weiß das auch. Bevor sie dir gesagt hat, dass sie wieder schwanger ist, hat sie nicht nur deine Eltern gefragt, wie sie es dir beibringen soll, sondern sogar mich auf der Dienststelle besucht. Franzi! In ihrem kunterbunten Hippiekleidchen und mit den beiden Kleinen an der Hand, die haben vielleicht geguckt!“
Unweigerlich musste ich lachen, Ja, meine Schwester war schon sehr speziell was ihren Kleidungsstil betraf. Unverwechselbar eben, aber auch die liebste Schwester, die man sich denken konnte. Und ihre beiden Kinder, Anna-Lena, vier Jahre, und Marvin, gerade zwei geworden, waren zuckersüß. Ich hing an den beiden und sie an mir. Trotzdem gab es mir jedes Mal einen Stich, wenn sie ihre Mama riefen und sich bei erstbester Gelegenheit in Franzis Arme flüchteten. Und an Heiligabend würden sie natürlich auch zu meinen Eltern kommen, ein Zusammentreffen ließ sich nicht vermeiden. Leicht fiel mir das trotzdem nicht und heute hatte ich schon gar keine Lust darauf.

„Mach dir keine Sorgen!“, sagte ich also leichthin zu meinen Mann. „Lass dich bitte nicht verletzen und buchte ein paar böse Buben ein. Und komm einigermaßen pünktlich nach Hause!“
Tim gab sich geschlagen, und als er nach dem Mittag aufbrach, legte ich mich erst einmal aufs Sofa. Ich brauchte kein Fernsehen und kein Radio, ich liebte die Stille, die sich vor allem Sonntagnachmittags in unserem ruhigen Mietshaus ausbreitete. Die meisten Mieter waren schon älter, wir waren mit Abstand die Jüngsten. Kleine Kinder gab es auch nicht, nur die Nachbarn hatten ein Wellensittichpärchen, das besonders im Sommer ganz schön Krach machen konnte. Aber die waren schon letzte Woche verreist und hatten ihre beiden Schreihälse auswärts untergebracht. Ich schloss die Augen und genoss die Stille.
Irgendwann, so meine stille Hoffnung, würde ich doch noch schwanger werden. Ich war wirklich kein ausgesprochen geduldiger Mensch. Selbst Mama war der Meinung, dass der liebe Gott mich mit vielen Talenten gesegnet hatte, dass jedoch Geduld nicht dazu gehörte.
Ich war gerade dabei, ein wenig einzuschlafen, als es an der Tür schellte. Ich brauchte ein paar Sekunden, bis ich in die Realität zurückfand, da schellte es ein zweites Mal. Ich griff sofort nach dem Hörer der Gegensprechanlage.
„Hallo?“, fragte ich, erhielt jedoch keine Antwort. Dann warf ich einen Blick durch den Spion. Vor der Tür stand eine Reisetasche – ziemlich bunt und abgegriffen, ich erkannte sie sofort. Sie hatte einmal mir gehört, vor langer Zeit, fast schon in einem anderen Leben.
Zaghaft öffnete ich die Tür und noch ehe ich die Tasche genauer betrachten konnte, merkte ich, dass sich in ihr etwas bewegte. Dann streckte sich mir auch schon eine hechelnde

Hundeschnauze entgegen. Unten hörte ich die Haustür ins Schloss fallen, doch darauf reagierte ich gar nicht. Stattdessen hatte ich Mühe, meine Gedanken zu sortieren, so überrascht war ich.
„Pinky?“, fragte ich und zog den Reißverschluss vollständig auf. Mit einem Satz war der weiß-gescheckte Mischling draußen und begann mich abzuschlecken. Er sprang immer wieder an mir hoch und freute sich sichtlich.
„Mein Gott, Pinky, dass du mich noch erkennst!“
Ich knuddelte sie ab und natürlich ließ ich sie nicht vor der Tür stehen. Pinky inspizierte erst einmal jedes Zimmer, schnüffelte in jeder Ecke herum und kam immer wieder zu mir zurück gelaufen. Sie sprang an mir hoch, leckte meine Finger und schnüffelte dann weiter. Es dauerte eine Weile, bis sie sich wieder beruhigt hatte.
„Ja, mehr Zimmer haben wir nicht!“, erklärte ich meinem unangemeldeten Besucher lachend. Pinky stand schwanzwedelnd vor dem Sofa im Wohnzimmer und schaute mich erwartungsfroh an. Ich wurde immer ratloser.
Pinky und ich waren alte Bekannte. Es war gut sechs Jahre her, dass ich sie zum letzten Mal gesehen hatte. Damals, in dem Leben, das ich hatte, bevor ich Tim kennenlernte.
„Ja, wo hast du denn die Sabrina gelassen?“, fragte ich Pinky. Bei der Nennung dieses Namens wedelte Pinky erneut aufgeregt mit dem Schwanz. Erst jetzt kam ich auf die Idee, mir die Reisetasche genauer anzusehen. Und richtig – in der Vordertasche steckte ein Brief. Ich schluckte schwer, als ich die Handschrift erkannte. Er war von Sabrina, die meine beste Freundin gewesen war, bis sich unsere Wege vor sechs Jahren schmerzhaft trennten.
Ich legte den Brief auf den Couchtisch, wohl wissend, dass ich

ihn nicht lange ignorieren würde. Aber ich brauchte erst einmal einen Kaffee. Und Pinky hatte sicher auch Durst. Erst jetzt fiel mir ein, dass ich keineswegs auf einen Hund eingestellt war, denn etwas Hundetaugliches zu fressen hatte ich gar nicht im Haus. Und ich kannte blöderweise auch niemanden, der einen Hund hatte. Ich überlegte schon, zur Tankstelle zu fahren, als Pinky mir ihre Reisetasche anschleppte. Unten drin lagen ein paar Dosen Hundefutter, Pinkys Lieblingssorte, wie ich mich erinnerte. Sabrina hatte offenbar an alles gedacht. Ich machte mir einen Kaffee, stellte Pinky ein Schälchen Hundefutter und Wasser hin, dann setze ich mich auf die Couch und starrte den Brief an. Es dauerte nicht lange und Pinky machte einen Satz auf meinen Schoß, wo sie sofort ihr Köpfchen ablegte und mich erwartungsvoll anstarrte. Klar, sie wollte gekrault werden. Fast schon automatisch führte meine Hand die gewünschten Kraulbewegungen aus, während ich mit der Linken zu dem Brief auf dem Tisch griff. Was hatte das zu bedeuten? Warum brachte mir Sabrina unsere Pinky vorbei? Ob etwas passiert war? War sie krank, konnte sie sich nicht mehr kümmern? Ich stockte kurz und Pinky bedeutete mir durch zärtliches Anstupsen, dass ich bitteschön weitermachen sollte. Also setzte sich meine rechte Hand wieder in Bewegung. Ich starrte den Brief immer noch an, eine gefühlte Ewigkeit lang. Dann atmete ich tief durch und öffnete ihn mit beiden Händen, was mir einen neuerlichen Stupser von Pinky einbrachte.

Der Brief begann mit „Liebe Laura, bitte verzeih, dass ich dir Pinky so einfach vor die Tür stelle, aber ich weiß nicht, wie ich dir sonst klar machen soll, dass ich es ernst meine. Es tut mir so leid, wie ich mich damals verhalten habe …“
Ich hatte schon wieder aufgehört, Pinky zu kraulen, nun

stupste sie mich an, um meine Aufmerksamkeit zu erlangen.
„Ist ja schon gut, Süße!“, flüsterte ich und merkte, wie mir die Tränen übers Gesicht liefen. Mein Gott, saß der Schmerz wirklich noch so tief? Ich dachte wirklich, ich wäre über die Enttäuschung längst hinweg, es war ja schließlich niemand gestorben oder so. Es war doch nur eine Freundschaft, die damals auseinandergebrochen war, mehr nicht. Trotzdem konnte ich die Tränen einfach nicht stoppen, so sehr ich mich auch bemühte. Im unpassendsten Moment klingelte nun auch noch mein Handy – Tim.
„Was ist passiert, Schatz, warum weinst du?“, fragte er sofort. Er hörte es mir an, dem Mann blieb wirklich nichts verborgen. Normalerweise schätzte ich das auch sehr, doch nun zog er natürlich die völlig falschen Schlüsse.
„Nein, nein!“, unterbrach ich mit immer noch tränenschwacher Stimme. „Es ist überhaupt nicht so, wie du denkst! Ich habe nur überraschend Besuch bekommen – von Pinky!“
Tim stutzte einen Moment, natürlich hatte ich ihm die Geschichte längst erzählt. „Und ist deine Freundin nicht mitgekommen?“, fragte er dann.
„Nein, sie hat mir nur Pinky vorbei gebracht, weil sie ja uns beiden gehört und vorgeschlagen, dass ich ihn für den Rest seines Hundelebens behalte. Sie hat sogar ein tierärztliches Attest beigefügt, aus dem hervorgeht, dass Pinkys Gesundheitszustand bestens ist!“
„Und warum hat sie das getan?“, fragte Tim immer noch verwirrt.
„Sie hat mir einen langen Brief geschrieben!“, flüsterte ich. Die Tränen kamen wieder.
„Soll ich kommen?“, fragte Tim sofort.
„Nein, lass mal, ich beruhige mich schon wieder. Ist ja nichts

Schlimmes, wirklich. Ich muss den Brief noch mal lesen. Bis du heute Abend kommst, habe ich mich wieder im Griff, versprochen!“

„Gut“, meinte Tim. „Und wenn du den Hund behalten willst, von mir aus, Schatz, das weißt du, ja?“

„Ja, danke. Ich liebe dich!“ Dann legte ich auf. Ich nahm wieder Sabrinas Brief zur Hand und während ich begann, Pinky über ihr weiches Fell zu streicheln, kamen die Erinnerungen zurück. Sabrina und ich kannten uns seit der Grundschule, waren immer beste Freundinnen gewesen, später zogen wir sogar ins gleiche Haus.

„Ich denke noch heute an den Abend, an dem wir Pinky gefunden haben, weißt du noch? Es war im November, uns war furchtbar kalt und wir kamen gerade von so einer Landdisco zurück, die uns Constanze, deine Kollegin, so ans Herz gelegt hatte. Der Abend war der Reinfall des Jahrhunderts, erinnerst du dich? Die Landstraße war stockfinster, trotzdem haben wir die Kleine fast gleichzeitig gesehen, wie sie wimmernd am Straßenrand lag: Ein kleines Bündel Hund, nur ein paar Wochen alt und viel zu früh von der Hundemama getrennt …“

Meine Hand fuhr wieder über Pinkys Kopf. Ja, ich erinnerte mich. Es war wirklich kalt gewesen. Und diese braunen Knopfaugen hatten sich uns beiden damals tief ins Herz gebrannt! Wir hatten angehalten, uns das kleine Hundchen geschnappt und sind sofort in die Stadt gedüst, ohne Rücksicht auf Tempolimit und dergleichen hatte Sabrina direkt die Tierklinik angesteuert. Zum Glück war da auch wirklich ein Notdienst gewesen, der sich unseres Findelkindes angenommen hatte. Wir hatten sie spontan Pinky getauft, nach dem kleinen, weißen Pudel unserer Grundschullehrerin, in den wir damals so vernarrt gewesen waren. Ich hörte den Arzt heute noch

sagen: „Der Kleinen müssen Sie aber noch die Flasche geben wie bei einem Baby! Alle paar Stunden!“

Sabrina hatte erschreckt geguckt und am Ende war ich es, die Pinky mit der Flasche gefüttert hatte. Es war eine Heidenarbeit, ihr später das Gassigehen beizubringen! Da Sabrina in Schichten arbeitete, sie hatte ihren Traumberuf Krankenschwester ergriffen, bot es sich an, die Betreuung zwischen uns aufzuteilen. So wohnte Pinky mal hier und mal da, hatte überall ihr Hundekörbchen und ihr Spielzeug. Und sie hing mit all der Liebe, zu der so ein kleines Hundeherz wohl fähig ist, an uns beiden und machte keinen Unterschied in ihren Liebesbezeugungen.

Von mir aus hätte es ewig so weitergehen können, doch dann verliebte sich Sabrina. Plötzlich war sie es, die es kaum abwarten konnte zu heiraten und eine Familie zu gründen, während früher ich immer diejenige war, die davon träumte. Doch mein Traummann ließ auf sich warten. Jede Beziehung war nur von kurzer Dauer und ich sortierte die Kandidaten auch immer schnell aus, wenn ich merkte, dass es nicht so passte, wie ich es mir vorstellte. Ihr Franco war ein feuriger Spanier, ein Assistenzarzt, den sie in der Klinik kennengelernt hatte, und er beanspruchte schon bald ihre gesamte Zeit. Für Pinky und mich blieb da nicht mehr viel übrig.

„Aber die Amerikareise, die machen wir zusammen!“, versprach sie mir immer wieder. Auch wenn ich Zweifel äußerte, beteuerte sie, dass sie nichts anderes vorhabe und Franco damit auch vollkommen einverstanden wäre. „Ich bin doch nicht sein Eigentum!“, sagte sie immer wieder. Doch dann, nur zwei Wochen vor Reiseantritt, der große Knall: „Ich bin schwanger!“, eröffnete sie mir. „Ich kann nicht mitkommen, bitte, Laura, sei nicht böse!“